

Michael Meier, Jürgen Budde

Methodologische Positionen im Feld der Ethnographie

Methodological positions within the field of Ethnography – An omnibus review

Die Idee des Thementeils „Ethnographie und ihre Erkenntnispotentiale“ ist es, heterogen positionierte Beiträge im Feld der Ethnographie zu versammeln und zu diskutieren. Hierbei soll der Frage nachgegangen werden, was Ethnograph*innen eigentlich unter Ethnographie verstehen, und, was dies für ihr methodisches Handeln bedeutet. Im Folgenden werden wir zwei Methodenbücher und zwei Sammelwerke jüngerer Datums vorstellen und unter der aufgeworfenen Frage besprechen. Bei der getroffenen Auswahl handelt es sich um zwei aktuelle und insgesamt sehr überzeugende Lehrbücher zur Ethnographie sowie um zwei einschlägige Herausgeberschaften im Feld erziehungswissenschaftlicher Forschung. Bemerkenswert an den letztgenannten Beiträgen ist, dass sie möglicherweise eine methodologische Verschiebung im Feld der Ethnographie abbilden.

1. Michael Dellwing/Robert Prus (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnographie. Soziologie im Außendienst. Wiesbaden: VS-Verlag.
2. Georg Breidenstein/Stefan Hirschauer/Herbert Kalthoff/Boris Nieswand (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UVK/UTB-Verlag.
3. Frederike Heinzl/Werner Thole/Peter Closs/Stefan Köngeter (Hg., 2010): „Auf unsicherem Terrain“. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden: VS-Verlag.
4. Tervooren, Anja/Engel, Nicolas/Göhlich Michael/Miethe, Ingrid/Reh, Sabine (Hg., 2014): Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern. Internationale Entwicklungen erziehungswissenschaftlicher Forschung. Bielefeld: transcript-Verlag.

(1) Das Werk „Einführung in die interaktionistische Ethnographie. Soziologie im Außendienst“ wurde von Michael Dellwing und Robert Prus (2012) als Lehrbuch verfasst. Damit stellt sich das Werk dezidiert dem Anspruch, die Leser*innen-schaft dahingehend zu informieren, wie Ethnographie methodisch zu praktizieren ist. Von dieser Erwartungshaltung distanzieren sich die Autoren Dellwing und bereits im Klappentext, wenn sie Ethnographie als „Abenteuer der Feldarbeit“ beschreiben. Methodologisch unterfüttern sie diese Position, wenn sie an den Traditionslinien der Chicagoer Schule sowie an ethnographische Positionierungen von Erving Goffmann, Roland Girtler sowie Klaus Amann und Stefan Hirschauer anschließen. Mit dieser Verortung handeln sie sich allerdings das Problem ein, dass

sie einerseits ihrer Leser*innenschaft im Sinne eines Lehrbuches (methodische) Orientierung bieten wollen, aber dass andererseits Ethnographie ihrem Verständnis nach nicht im Sinne eines Sets „von Regeln und Vorgaben“ (S. 11) methodisierbar ist. Ethnographie sei ungebunden und spielerisch, was eben bedeute, dass die Hauptaufgabe dieses Lehrbuches darin liegen müsse, „unseren Leserinnen die Botschaft zu vermitteln, sich nicht von Methoden, Theorie, Regeln, Kriterien und vorgegebenen Strukturen in Grund und Boden sorgen zu lassen, sondern sich zu vertrauen, in offenen Situationen Entscheidungen zu treffen“ (ebd.). Ethnographie sei weniger als starres Set von Methoden, denn im Anschluss an Patricia und Peter Adler als eine Kunstform (S. 12) zu verstehen, die maßgeblich durch die Person des Forschers und seine*ihre Haltungen bestimmt wird. Das Lehrbuch von Dellwing und Prus untergliedert sich in fünf Kapitel. Ausgehend vom Pragmatismus und Interaktionismus wird das Phänomen der „doppelten Intersubjektivität im Feld“ (S. 83) als forschungspraktische Herausforderung beleuchtet. Die Kapitel „Feldnotizen und Analyse“ sowie „Das Ziel: Schreiben/Darstellen“ beleuchten stärker die schriftstellerische Seite der ethnographischen Arbeit.

Die Denkschulen Pragmatismus und Interaktionismus betonten die Aktivität als Ausgangspunkt soziologischer Forschung ebenso wie die Frage danach, wie Welt oder Bedeutungen durch Handlungen hervorgebracht würden (vgl. S. 19ff.). Daraus folgt für Dellwing und Prus: „Wir haben nur eine Regel, die einfach zu erlernen ist: (...) Beurteile die so entstehenden Bedeutungen [der Akteure des Feldes, d.A.] nicht, sondern vollziehe nach, wie der Tanz ablief, in dem sie zustande kamen“ (S. 27). Es sei zentral, Goffmans prozesssoziologische Frage nachzugehen, was in einer Situation passiere (vgl. S. 29), wobei zugleich eine pluralistische Haltung, die einer „Multiplizität von Bedeutungen“ (ebd.) Rechnung trage, einzunehmen sei. „Selbstverständlich haben unterschiedliche Teilnehmer in Situationen unterschiedliche Definitionen der Situation“ (S. 40), was methodisch bedeute, dass der*die Forschende im Feld die Hervorbringung von Bedeutungen durch Prozesse und insbesondere Siege und Niederlagen von Situationsdefinitionen zum Gegenstand ihrer soziologischen Analyse hervorbringen sollten (vgl. S. 41). In dieser Perspektive erscheinen auch „strukturelle Begrenzungen“ (S. 44) als Entitäten, die in jeder Situation aktiv durch die handelnden Akteure hervorgebracht würden.

Im zweiten Kapitel, „Grundzüge offener Forschung“, kommen die Autoren auf das Phänomen der „doppelten Intersubjektivität“ des ethnographischen Forschungsprozesses zu sprechen. Den Autoren zufolge neigten die Akteur*innen eines Feldes dazu, „unterschiedliche Versionen ihrer Welt“ (S. 55) zu präsentieren – je nach dem, wer sich in welcher Rolle dem Feld näherte. Das Ziel der Feldarbeit läge also darin, von den zugänglichen Vorderbühnenaktivitäten zu den versteckten Aktivitäten der Hinterbühne vorzudringen (vgl. S. 55f.). Hierfür hätten die Forschenden viel Vertrauensarbeit zu leisten und müssten beständig herausstellen, dass sie mit ihrer Forschung dem Feld und seinen Akteur*innen nicht schaden. Doch zugleich hätten sie nicht nur Anpassungsarbeit im Feld zu leisten und sich den Urteilen des Feldes zu stellen (vgl. 62), sondern sie müssten sich ebenso im Feld ihrer wissenschaftlichen peers (ebd.) bewähren. Diese doppelte Anforderung stellt für die Autoren eine besondere Herausforderung dar, da die Forscher*innen zwei Logiken balancieren müssten, die sich bisweilen ausschließen (S. 60). Um erfolgreiche Ethnographie betreiben zu können, müsse eine „doppelte Anpassung und doppelte Distanz [erfolgen]: Anpassung an wissenschaftliche und an Feld-Peers bei gleichzeitiger Vermeidung, sich von beiden Gruppen ein-

nehmen zu lassen“ (S. 66). Es ginge um eine oszillierende Bewegung zwischen going native und coming home als Wechselspiel offener Erkenntnis und soziologischer Perspektivierung. An die Stelle von methodisch kontrolliertem Vorgehen tritt eine Haltung des Ethnographen, die von Uneindeutigkeit und Bescheidenheit geprägt sein sollte (vgl. S. 85ff.).

Auf die Verwobenheit von Datenerhebung, Auswertung und Analyse weisen die Autoren in den Kapiteln „Feldnotizen und Analyse“ sowie „Ziel: Schreiben/ Darstellen“ hin. Gegenüber stark methodisch festgelegten Verfahren und ihrem Verständnis von Wissenschaftlichkeit (vgl. S. 151) betonen Dellwing und Prus, dass es der Ethnographie um das Aufbrechen von Methode(n) ginge und dass folglich eine »lässige Haltung« der Ethnografie“ (153) zu Methoden notwendig sei. Ethnograph*innen wissen um die Ziel- und Interessengebundenheit von Forschung und erachten ihren Weg auch selbst nicht als denjenigen zu objektiver Erkenntnis (ebd.), sondern sie sei eher als eine „Form der Kunst“ (S. 194) anzusehen, die vor allem werkimmanente Regeln folge und somit einzigartig sei (vgl. ebd.). Dennoch würden Ethnographien für eine soziologische Community geschrieben, und es müssen Wege ausprobiert werden, wie eine Ethnographie als überzeugende sozialwissenschaftliche Analyse nicht nur das Feld authentisch abbilden, sondern auch disziplinären „analytischen Gewinn“ (S. 215) liefern könne. Angesichts der Offenheit und methodischen Nichtstandardisierbarkeit müssten diese widersprüchlichen Momente ausbalanciert werden.

(2) Welche Perspektive nehmen wiederum Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand (2013) in ihrem Lehrbuch „Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung“ ein? Was verstehen diese Autoren unter Ethnographie? Ebenso wie Dellwing und Prus nehmen Breidenstein u.a. die widersprüchliche Aufgabe an, einerseits ein „Lehrbuch darüber, wie man ethnographische Forschung betreibt“ (S. 7), zu schreiben, und andererseits zu beachten, dass sich Ethnographie als Forschungsstrategie „nur bedingt methodisieren“ (S. 9) lasse. So gesehen sei das Buch durchaus auch als ein „Versuch einer (Selbst-)Verständigung“ (S. 10) anzusehen, in dem sich die Autoren vergewisserten, was sie unter Ethnographie verstünden und welche methodischen Vorgehensweise sie vor dem Hintergrund ihrer methodologischen Reflexionen und methodischen Erfahrungen präferierten. Den von ihnen getroffenen methodischen Hinweisen käme hierbei der Status von Empfehlungen zu, die angesichts eines konkreten Forschungsfalles durchaus anders ausfallen könnten. Das Buch gliedert sich in fünf Kapitel, die den Themen „Wozu Ethnographie?“, „Herstellung des Feldes“, „Praktiken der Datengewinnung“, „Distanzierung: Strategien der Analyse“ und „Übersetzungen: Darstellungen zwischen Feld und Leser“ gewidmet sind und im Vergleich mit dem Werk von Dellwing und Prus insgesamt deutlich ‚methodischer‘ ausfallen.

Das erste Kapitel eröffnet mit der Frage, wozu man Ethnographie betreiben sollte und wofür sich diese Forschungsstrategie anbiete. Vor dem Hintergrund der Geschichte der Ethnographie, wobei insbesondere James Georg Frazer, Bronislaw Malinowski, Chicago School und Erving Goffman sowie Klaus Amann und Stefan Hirschauer eine zentrale Rolle einnehmen (S. 14ff.), arbeiten sie vier Kennzeichen der Ethnographie (Kap. 1.2, S. 31ff.) heraus: erstens eine konzeptionelle Gegenstandsbestimmung, die an Praktiken orientiert sei, zweitens die Anwesenheit und das Erfahrung-Machen als teilnehmender Beobachter im Feld, drittens den Ethnographiespezifischen ‚Methodenopportunismus‘ sowie viertens die Aufgabe, Soziales zu versprachlichen. Diese Kennzeichen werden anschließend einer Reflexi-

on (Kap. 1.3, S. 37ff.) unterzogen, um die „*methodologische Rationalität* einer solchen empirischen Haltung“ (S. 37, Herv. i.O.) auszuweisen. Mit explizitem Bezug auf Paul Feyerabend und implizitem auf Amann und Hirschauer stellt das Autorenteam heraus, dass die „Reaktivität [des Feldes bzw. der Forschungsobjekte, d.A.] kein Horror, sondern geradezu der Modus Vivendi der Forschung“ (S. 37) sei. Da das Feld sich selbst strukturiere, sei es geradezu die Aufgabe der Forschenden, sich auf das Feld einzulassen und die Methoden zu wählen, die den Ethnograph*innen durch das Feld nahegelegt würden. Insofern handle es sich bei der Ethnographie um eine „mimetische Form empirischer Sozialforschung“, die durch ein Wechselspiel von going native und coming home (vgl. S. 42) bzw. einem reflexiven Prozess von Fremd- und Selbststeuerung (vgl. S. 68) im Kontext eines „rekursiven“ (S. 45) bzw. „spiralförmigen“ (ebd.) Designs bestimmt sei. Wenn man einmal von gegenstandstheoretisch anders gelagerten Interessen absieht, fällt bei Breidenstein u.a. die methodologische Positionierung sehr ähnlich zu derjenigen von Dellwing und Prus aus. Dies wird insbesondere am zweiten Kapitel „Die Herstellung des Feldes“ deutlich, in der die Autoren die „dialektische Beziehung zwischen Theorie und Fallauswahl“ (S. 46) diskutieren. So wäre die Frage, was denn das Feld überhaupt sei, semantisch schneller zu bestimmen als abschließend zu klären. Geht es der Ethnographie um subkulturelle Milieus, spezifische Situationen oder gar um (handelnde) Personen? Wie könne die Offenheit des Vorgehens gestaltet werden, wenn das Feld in aller Regel über eigene Definitionen verfüge und genaue Vorstellungen davon habe, was das Relevante sei? Alles in allem sei der Feldzugang durch eine „Dealstruktur“ (S. 59) gekennzeichnet, die bestimmte Formen der Beobachtung (also auch der Datenerhebung) ermögliche und andere begrenze (vgl. S. 55ff.). Folglich komme dem*der Ethnograph*in als Person große Bedeutung zu, da sie die Beziehungen zum Feld ausgestalte und als methodisches Instrument Daten generiere. Die methodologischen Vorzüge von Personen als Forschungsinstrument werden vom Autorenteam um Breidenstein in Kapitel 3 „Praktiken der Datengewinnung“ weiter entfaltet. Zentral für die Autoren ist die Einsicht, dass Personen mit allen Sinnen wahrnehmen können (S. 71) und folglich soziale Situationen besser abbilden könnten, als dies technische Instrumente vermögen: Personen können hören, sehen, schmecken, riechen und fühlen (vgl. ebd.). Sie können zentrale Elemente in komplexen Situationen fokussieren, Relevantes von Nicht-Relevantem unterscheiden, Sinn rekonstruieren und (Nicht-) Sprachliches versprachlichen (vgl. S. 95). Die Frage der Auswertung, die in Kapitel 4 behandelt wird, kann den Autoren zufolge eben so wenig wie der gesamte ethnographische Forschungsprozess standardisiert werden. Denn wie die Auswertung sich konkret ausgestalten sollte, hänge natürlich vom Feld, den im Feld gewonnen Daten, sowie der konkreten Fragestellung ab (vgl. insb. S. 114ff.). Dennoch böte sich die Grounded Theory an, da es mit ihr sowohl möglich sei, den gesamten Forschungsprozess im Sinne des theoretischen Samplings zu gestalten, als auch große Datenmengen zu systematisieren, sowie zentrale Themen (vgl. S. 118ff., 125ff.) mit Hilfe von Memos (S. 162) und geschickten forschungsstrategischen Positionierungen (S. 120ff., 158ff.) zu finden. Aber auch andere Methoden wie Sequenzanalysen oder Videoanalysen könnten natürlich ihren Stellenwert in einer Ethnographie haben. Da der „Wert der Ethnographie“ (S. 175) sich daran bemesse, einen „neuen Gegenstandsbereich für den wissenschaftlichen Diskurs“ (ebd.) zu erschließen und „neue Perspektive[n] auf einen vertrauten Gegenstand“ (ebd.) zu entwickeln, stelle nicht Objektivität, sondern Innovativität den Goldstandard der Ethnographie dar. Letztlich bemesse sich der Wert einer Ethnogra-

phie daran, ob sie von den Leser*innen angenommen würden. Das 5. Kapitel behandelt „Genres ethnographischen Schreibens“ mit ihren jeweiligen Vorzügen und Nachteilen, wobei deutlich wird, dass es auch hier „keine Patenlösung“ (S. 178) gibt. Eine ethnographische Analyse sollte erstens die Leser*innen so weit ins Feld einführen, dass sie in der Lage wären, sich halbwegs sicher im Feld zu bewegen (vgl. S. 185), zweitens sollte die Analyse eine „Differenz zum Teilnehmerwissen“ (S. 186) erzeugen und drittens die Leserschaft mit dem Argumentationsgang und der Theoretisierung überzeugen. Kurzum, ein*e Leser*in muss glauben, was ihm* ihr eine Ethnographie präsentiert.

Zwischenfazit

Wenn man sich im Sinne eines Zwischenfazit den übergreifenden Fragen der Sammelrezension widmet, dann kann gesagt werden, dass beide Lehrbücher trotz ihrer (leicht) unterschiedlichen gegenstandstheoretischen Positionierung (Pragmatismus/Interaktionismus vs. Praktiken-Analyse) methodisch mit Bezug auf die Grounded Theory ein offenes Herantreten ans Feld, Methoden-Skeptizismus bzw. -Pluralität und das Balancieren widersprüchlicher Momente zentral stellen. Während Dellwing und Prus insbesondere die richtige Haltung und das geschickte Agieren der Forschenden (im Feld) betonen, legen Breidenstein u.a. stärkeren Wert auf methodisch angeleitetes Vorgehen im Kontext der jeweiligen Forschung. In gewisser Weise können die Werke mit ihren jeweiligen Zuschnitten als komplementäre Positionierungen im Feld einer schon klassisch zu nennenden Ethnographie gelten. Beide Lehrbücher stehen (auch) in der Tradition von Amann und Hirschauer (1997) und lehnen eine feldexmanente Methodisierung strikt ab. Ethnographie wird als eine Erkenntnisstrategie entworfen, die feldsensitiv diejenigen Methoden zu nutzen habe, welche im dialektischen Verhältnis von Feld und Forschungsinteresse emergieren. Vor dem Hintergrund ihrer gegenstandsbezogenen Positionierungen (Interaktionen bzw. soziale Praktiken) konzipieren sie jeweils ihr methodisches Vorgehen und geben Hinweise und Beispielerzählungen, die nur für vergleichbare Fälle Gültigkeit beanspruchen können. Damit ist zugleich ein blinder Fleck markiert, der zwischen der methodologischen Negation feldexmanenter methodischer Vorgaben und den insbesondere von Breidenstein u.a. (2013) dargestellten und vielfach erprobten methodischen Wegen liegt. Denn wenn es in der konkreten Ethnographie um Wissensformen, Artefakte, Mythen (S. 7), Sicht der Akteure (S. 17), soziale Bedeutungen und Codes (S. 18), sprachliche Strukturen, Diskurse, kognitive Schemata, institutionelle Infrastrukturen (S. 32), Rituale (S. 33), Personen (S. 46), Strukturmerkmale (S. 141) bzw. Sinnstrukturen (S. 168), oder Funktionen und Bedeutungen (S. 142) geht, sind sicherlich andere Methoden als die dargestellten feldsensibel zu (er-)finden. Doch wie können oder sollten exmanente Methoden samt impliziter Gegenstandskonzeptionalisierungen zu den immanenten Feldlogiken relationiert werden? Welche Erkenntnisse versprechen diesbezüglich die Beiträge der Herausgeberschaften?

(3) Der Sammelband „Auf unsicherem Terrain“ Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens“ wurde von den Ethnolog*innen Frederike Heinzl, Werner Thole, Peter Closs und Stefan Köngeter im Jahr 2010 herausgegeben. Der Sammelband enthält insgesamt 21 Beiträge einschlägiger Autor*innen und versteht sich als methodologischer Beitrag „zur Markierung und Diskussion methodischer Erfahrungen und Probleme der Ethnographie“

(Klappentext) im Feld der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass die neuere Ethnographie (im Bildungswesen) nicht auf eine „lange Tradition“ (S. 11) zurückblicken könne und sie zudem „methodologische Besonderheiten“ (ebd.) aufweise, die die Forschenden vor „methodisch-praktische Herausforderungen“ stelle. Daher wolle das Buch Raum geben, um über Chancen und Grenzen, Besonderheiten und Probleme sowie An- und Ausschlüsse zu anderen Methoden nachzudenken. Im Folgenden werden die für die Fragestellung wichtigen Positionen ausgewählter Autor*innen referiert.

Werner Thole vergegenwärtigt die Historie der ethnographischen Forschung in der Erziehungswissenschaft und stellt fest, dass sich unter „dem Etikett der Ethnographie“ (S. 29) „keineswegs ein geschlossenes Konzept“ (ebd.) verberge. So sei es zu einer Verschiebung dessen gekommen, was ethnographisch untersucht wurde. Während früher das Interesse auf „statischen Registrierungen und dem nachvollziehenden Verstehen des Vorgefundenen“ (S. 31) lag, tritt nun die „Identifizierung und Rekonstruktion der Prozesse der Herstellung von Wirklichkeit“ (ebd.) in den Vordergrund. In der Perspektive von Jörgen Schulze-Krüdener ist Ethnographie „weniger als eine Forschungsmethode zu verstehen, sondern viel eher als eine Bezeichnung für das schwierige Verhältnis des Forschers zu dem zu beschreibenden und zu deutenden Untersuchungsfeld“ (S. 120), während es sein Ziel sei, „die Gegenstandsperspektivität der Erforschten aufzudecken“ (ebd.). Insofern sei Reflexivität der Forscher*innen über ihre Rolle im Feld sehr bedeutsam (vgl. hierzu auch die Beiträge von Karin Bock/Katja Maischatz, Sabine Bollig sowie Jörn Lamla). Bina Elisabeth Mohn plädiert mit ihrem Text „Dichtes Zeigen beginnt beim Drehen“ ausdrücklich gegen eine vermeintliche Objektivierungsarbeit (vgl. S. 168) durch Videoarbeit, sondern für eine dichte Beobachtungs- und Analysepraxis, in der das Medium Film analog zur Arbeit mit ethnographischen Feldprotokollen verwendet wird. Für Peter Cloos stellt sich „der Gesamtprozess des ethnographischen Schreibens als eine Kunstlehre [dar], die methodisch kaum zu operationalisieren“ (S. 182) sei, da der ethnographische Forschungsprozess eine „vielfältige Schreibpraxis“ (ebd.) entfalte und „vielfältige Texte“ (ebd.) hervorbringe, die je nach konkretem Forschungsinteresse sehr unterschiedlich ausfallen könnten bzw. müssten. Ulrike Loch zeigt am Beispiel eines Forschungsprojektes zu Töchtern nationalsozialistischer Familien mit sexuellen Gewalterfahrungen, dass ethnographische Perspektiven insofern mit Biographieforschung harmonierten, als dass „der Horizont des Verstehens von Lebensgeschichten“ (S. 200) durch Ethnographie erweitert würde. Stefan Köngeter thematisiert das Verhältnis von Rekonstruktion und Generalisierung ethnographischer Forschung und plädiert dafür, den Fall als eine Relation zwischen Lebenspraxis, wissenschaftlicher Theorie, Protokollen teilnehmender Beobachtung und der Beobachtungspraxis zu sehen (S. 238), und „die Spannung zwischen diesen vier Eckpunkten zu nutzen und [hieraus, d.A.] neue Fallperspektiven zu entwickeln“ (ebd.). Bettina Völter und Marion Küster arbeiten am Beispiel eines theaterpädagogischen Projektes in Brasilien heraus, welchen genuinen Erkenntnisgewinn die Methoden der Ethnographie sowie des Rollenspiels hervorbringen können. Abschließend denkt Doris Bühler-Niederberger über ihre ethnographische Identität und ihre Relevanz für den Prozess der Erkenntnisproduktion nach und kommt zu dem Ergebnis, dass „[u]ngleich stärker als bei anderen Forschungszugängen (...) die Eigenschaften der EthnographInnen die Ergebnisse“ (S. 271) prägten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die hier im Sammelband gebündelten Beiträge – auch vor dem Hintergrund der Lehrbücher von Dellwing und

Prus (2012) sowie Breidenstein u.a. (2013) – als ‚klassische‘ ethnographische Positionen betrachtet werden können. Einerseits fehlt den Beiträgen eine vereinende theoretische Klammer, andererseits betonen die versammelten Texte methodische Offenheit, die Bedeutung der Persönlichkeit der Forscher*in im Forschungsprozess, sowie das Interesse an Beobachtungen von Praktiken bzw. Interaktionsvollzügen.

(4) Der von Anja Tervooren, Nicolas Engel, Michael Göhlich, Ingrid Miethe und Sabine Reh im Jahr 2014 herausgegebene Sammelband „Ethnographie und Differenz in pädagogischen Feldern“ bündelt die Erkenntnisse, die auf der dritten Ethnographietagung 2012 an der Universität Erlangen-Nürnberg gesammelt wurden. In diesem Sammelband stehen weniger method(olog)ische, sondern vielmehr inhaltliche Fragen im Mittelpunkt, die die Bedeutung von Differenzkonstruktionen in und für ethnographische Forschungsprojekte fokussieren. Sie stellen sich für das pädagogische Feld in zweifacher Weise: Einerseits, da sich Differenz, Heterogenität und Diversität als eine zentrale theoretische, empirische wie praktische Herausforderung beschreiben lassen, andererseits, da Ethnographie mit dem Thema Differenz auch eine grundlegende Frage an die eigenen methodologischen Prämissen stellt – weil auf unterschiedlichen Ebenen Differenz (z.B. als Fremdheit, als Befremdung, als „doing differences“) ein Kernkonzept ethnographischer Methodologie darstellt. Der Aufbau des Bandes orientiert sich an diesen beiden zentralen Thematiken, indem er zum einen methodologische Fragen diskutiert und zum anderen Erträge ethnographischer Forschungen zu Differenzkonstruktionen darstellt. Im dritten Abschnitt werden ethnographische Studien zu Differenzkonstruktionen vorgestellt.

In der Einleitung weisen die Herausgeber*innen darauf hin, dass sich Ethnographie traditionell für fremde Kulturen interessiere, vor allem in den historischen Vorläufern der Ethnologie (Lévi-Strauss 1993; Malinowski 2007; Boas 1897/1970). Die durch Beobachtung des Handelns vermittelte Erfahrung konstituiert sich entlang einer angenommenen kulturellen Differenz zwischen Forschenden und Erforschten. Zur Konstituierung dieser Differenz seien – so die Ausgangsüberlegung der Herausgeber*innen – zwei Strategien anwendbar. In Anlehnung an ältere Ethnologie könne es um die Erforschung von Kulturen gehen, bei denen es leichter zu fallen scheine, ihnen das Prädikat ‚fremd‘ in rechtmäßiger Weise zuzuschreiben, beispielsweise so genannte „Eingeborene“ und ihre sozialen Regeln und Rituale. Das ‚Fremde‘ erscheine als stabile Differenz zum Vertrauten. Die andere Strategie begreift – vereinfacht formuliert – Differenzen selber als Produkt und Ausdrucksgestalt sozialer Praktiken und hebt auf ihren Konstruktionscharakter ab.

Der erste Abschnitt mit dem Titel „Die Figur der Differenz als theoretische Grundlage erziehungswissenschaftlicher Ethnografie“ richtet insgesamt seinen Blick auf drei Komplexe. Erstens wird dafür argumentiert, Differenz nicht als ontologische Tatsache zu begreifen, sondern die performative Produktion und die Verortung von Differenz selbst zum Gegenstand der Analyse zu machen, beispielsweise indem Fragen nach Norm(alität) und Abweichung sowie nach Repräsentation und Allgemeinem verfolgt werden. Dieser Punkt kann mittlerweile als verbindender Ausgangspunkt ethnographischer Differenzforschung angenommen werden. Zweitens wird nach Anknüpfungspunkten zwischen Differenzkonstruktionen und sozialer Ungleichheit gefragt und daran anschließend methodologische Fragen aufgeworfen. Diese zielen darauf ab zu klären, wie die untersuchten Felder den Forschenden ‚fremd gemacht‘ werden können. Drittens werden mit Ver-

weis auf Artefakte und Leistung bislang lediglich randständige Phänome des schulischen Feldes ins Zentrum gerückt. Method(olog)ische Perspektiven werden in dem Abschnitt vor allem in einer Heterogenisierung des Beobachteten durch Vervielfältigung im Forschungsprozess und der Reflexion durch den*die Beobachter*in gesehen. Interessant wird damit insgesamt die Analyse der Subjektivierung der Forscher*innen im Forschungsprozess, für die die Teilnahme an den Praktiken der Akteur*innen eine Grundvoraussetzung darstellt, da diese die Forschenden als Person in das Feld involvieren. Darin scheint eine ‚Spiegelung‘ auf, weil nicht mehr nur das Feld, sondern auch das Miterleben der Forscher*innen selbst zum Gegenstand wird.

Der zweite Abschnitt mit der Überschrift „Differenz und Differenzen in Methodologie und Methoden ethnographisch-erziehungswissenschaftlicher Forschung“ widmet sich in der Gesamtschau den Grenzen der Beobachtbarkeit. Weniger werden die bereits in der „Befremdung der eigenen Kultur“ von Amann und Hirschauer (1997) dargelegten Grundprämissen ethnographischer Methodologie referiert, sondern für die besondere Betonung der Subjektivität der Forschenden und der Körperlichkeit argumentiert. Die gängigen theoretischen, methodologischen wie methodischen Konzepte von Praktiken werden als in dem Sinne unzulänglich identifiziert, als dass sie vor allem visuell und sprachorientiert seien. Differenzkonstruktionen geraten in einer solchen Konzeptionierung nur schwer in den Blick, weswegen an den Rändern gängiger Beobachtungsverfahren zu suchen sei. Insbesondere der Körper des*der Forscher*in wird dabei in seiner Erfahrung und seinen Sinnen als privilegierter Gegenstand der Forschung angenommen – eine Vorstellung, die bereits im ersten Abschnitt angedeutet wurde. So wird vorgeschlagen, die Erfahrungen der forschenden, ästhetischen Interventionen oder Audioeindrücke als ethnographische Daten anzusehen.

Der dritte und umfassendste Abschnitt widmet sich unter dem Titel „Phänomene, Konstruktionen und Produktionen von Differenz in unterschiedlichen pädagogischen Feldern“ empirischen Befunden. Dabei werden Organisation, schulische Bildung und Lebensalter als exemplarische Forschungsfelder erschlossen. Das Thema Differenz taucht hier in höchst unsystematischer Weise auf. Die ethnographische Analyse von Organisationen reflektiert die Ränder von teilnehmender Beobachtung, indem problematisiert wird, dass Organisationen ein je spezifischer Zweck zugrunde liegt, der die Praktiken zwar nicht determiniert, jedoch einen spezifischen Einfluss auf sie ausübt. Anders stellt sich die Lage bei den Forschungsprojekten zum schulischen Feld dar. Hier werden differenzproduzierende Interaktionen zwischen pädagogischen Professionellen und Schüler*innen im schulischen Unterricht zum Gegenstand der Analyse. Insbesondere die im ersten Abschnitt theoretisch formulierte Unterscheidung zwischen Norm und Abweichung wird anhand unterschiedlicher Differenzkategorien ausgearbeitet und Verknüpfungen zu Theorien sozialer Ungleichheit gesucht. Auch die Beiträge zum Thema Lebensalter beschäftigen sich mit Zusammenhängen zwischen sozialer Ungleichheit und Differenz. Bemerkenswert ist, dass die Mehrzahl der Studien hier mit Aushängen, sprachdiagnostischen Instrumenten oder dem Esstisch Artefakte als wesentlichen Gegenstand der Untersuchung reflektieren und die Verwobenheit von Artefakten und Interaktionen in Bezug auf die Etablierung ‚normalisierender‘ Ordnungen analysieren.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass auf einer method(olog)ischen Ebene sich mit dem Sammelband von Tervooren u.a. zwei Verschiebungen gegenüber den ‚klassischen Positionen‘ abzeichnen. So wird zum einen der*die Forscher*in

selbst stärker nicht nur zum ‚Forschungsinstrument‘, sondern durch Sinne und Körper zum Gegenstand der Analyse. Die Subjektivität der Ethnographie wird damit reflexiv auf die Erhebungssituationen rückgewendet und mit dem Anspruch ausgestattet, in Erkenntnisse umgesetzt zu werden. Zum Zweiten rücken ‚die Dinge‘ stärker in den Mittelpunkt. Neben die Analyse personengebundener Interaktionen tritt verstärkt die Analyse der Materialität der Welt. Auf diese Weise weiten sich nicht nur die Gegenstandsbereiche aus, es wird zugleich der Blick auf übersituative Kontexte gerichtet und damit werden die Randbereiche klassischer Ethnographie ausgeleuchtet.

Resümee

In der Gesamtschau der Beiträge konturieren sich wesentliche Momente von Ethnographie. Dazu gehören die Abhängigkeit der Forschungsstrategien vom Feld, die Pluralität der Forschungsmethoden, die Offenheit des Datengenerierungs- und des Datenauswertungsprozesses sowie die Zentralstellung der Forscher*innen. Gleichwohl scheinen diese Momente – nicht zuletzt durch eine stärkere theoretische Hinwendung zu Praktiken als analytische Kategorie – stärker in die Diskussion zu kommen. In dem Sammelband von Tervooren u.a. rücken verstärkt Grenzen von Ethnographie sowie method(olog)ische Vorschläge zu ihrer Bearbeitung in den Blick. Die Strategien erweisen sich dabei als gegensätzlich. Während die eine Richtung die Person des*der Forscher*in als Instrument der Forschung weiter stärkt und vorschlägt, Sinne und Körper systematisch in den Forschungsprozess einzubeziehen, sucht die andere Richtung nach übersituativen Kontexten, welche Einfluss auf die lokalen Interaktionen nehmen. Beide Strategien verschieben sukzessive die traditionellen Vorstellungen von Ethnographie. Ob die Frage, welche Richtung erkenntnisfördernder ist, sich jeweils aus Gegenstandsbezug und Fragestellung ergibt, oder, ob sich eine Strategie zukünftig behaupten kann, wird sicher Gegenstand weiterer Debatten sein. In jedem Falle scheint die methodologische und methodische Diskussion Fahrt aufzunehmen.

Literatur

- Amann, K./Hirschauer, St. (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm.
In: Hirschauer, St./Amann, K. (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M., S. 7–51.
- Boas, F. (1897): The Social Organization and the Secret Societies of the Kwakiutl Indians.
In: Report of the U.S. National Museum for 1895. Washington 1897, Nachdruck: New York 1970, S. 311–738.
- Lévi-Strauss, C. (1993): Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt a.M.
- Malinowski, B. (2007): Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea. 4. Aufl. Eschborn bei Frankfurt a.M.